Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 32 (1952-1953)
Heft: 3

Artikel: Die Philosophie der Antike und die Existenzphilosophie
Autor: Gigon, Olof
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160070

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dämme des Kanals und schenkte den umliegenden Landschaften Gesundheit und Neuland zu frischem Schaffen.

Die Verbundenheit aller eidgenössischen Bundesglieder ist eine doppelte. Direkte Beziehungen führen sie zueinander, ihre Interessen oder Rivalitäten begegnen sich, Waren und Leistungen tauschen sie untereinander in freiem Wettbewerb aus, dann aber treten sie wieder zusammen als Glieder des einen Ganzen, das durch sie gewachsen ist und lebt, durch das sie allein in starker Gemeinschaft verbunden bleiben.

DIE PHILOSOPHIE DER ANTIKE UND DIE EXISTENZPHILOSOPHIE

VON OLOF GIGON

Das philosophische Denken entsteht zuerst am Ungewöhnlichen und sucht das Ungewöhnliche. Es strebt aus dem allbekannten Umkreis des menschlichen Daseins hinaus zu den Dingen, die «ganz anders» sind. Dies nicht nur darum, weil solche Dinge der Erklärung bedürfen und weil der Mensch durch das Fremde beunruhigt wird und das Verlangen hat, es sich durch Interpretation vertraut zu machen; sondern vor allem auch darum, weil ein solches Fragen nach einem «Ganz Anderen» den Fragenden selbst aus der Alltäglichkeit herausnimmt. Wer sich mit dem Ungewöhnlichen denkend und forschend beschäftigt, scheint glauben zu dürfen, daß er selbst in gewisser Weise zu Ungewöhnlichem berufen sei.

Dieses Ungewöhnliche, das gesucht wird, zeigt sich in der ältesten europäischen Philosophie, der sogenannten ionischen Naturphilosophie des sechsten Jahrhunderts v. Chr., in zwei Formen. Es ist erstens das in Zeit und Raum Fernste: das, was am Anfang da war, längst bevor es den vielgestaltig bewegten Kosmos gab, in dem wir zuhause sind, und das, was am Rande des Kosmos als ein Vollkommenes zu oberst und zu äußerst vorhanden ist und ihn ganz umschließt. Zweitens richtet sich das Denken auf das Paradoxe, das aus dem selbstverständlichen Ablauf der Dinge herausfällt. Da werden denn mit Vorliebe einzelne seltene und abgelegene Erschei-

nungen wie Erdbeben, Finsternisse, die Nilüberschwemmungen und dergleichen untersucht.

Diese früheste Philosophie beansprucht ausdrücklich, von allem zu reden. Sie tut es auch, doch so, daß von allem die Rede ist außer Einem: dem, was die tägliche Umwelt und das tägliche Verhalten des Menschen ausmacht. Der Gegenstand der Philosophie ist (und bleibt grundsätzlich bis an das Ende der antiken Philosophie) das «Andere», der «Grenzfall». Über das Alltägliche als solches hat keiner philosophiert.

Doch die Form dieses Anderen wandelt sich. Auf dem Höhepunkt der frühgriechischen Philosophie tritt als Inbegriff dessen, was dem Menschen im gewohnten Dasein niemals und nirgends begegnet, an die Stelle des raumzeitlich Fernen und Seltenen das Seiende. Kosmogonie und Meteorologie konvergieren zur Ontologie. Es ist von entscheidender Bedeutung, daß bei den Griechen der Begriff des Seins auf diesem Wege gewonnen wird. Unter diesem Begriff wird verstanden das Ursprüngliche und damit sowohl das Eine wie auch das Dauerhafte und Ewige. Denn der Anfang des Kosmos ist einer und steht als einer der unübersehbaren Vielheit der uns vertrauten Welt gegenüber; und was am Anfang ist, ist zugleich das Fortdauernde und sich selbst gleich Beharrende; es hebt sich aufs grellste ab von unserer Welt, in der sich alles wandelt und nichts mit sich selbst identisch bleibt. Immer aber ist das Sein gegenständlich gedacht als eine für sich vorhandene Welt, die sich der Geist zwar bei seltenen Gelegenheiten vergegenwärtigen kann, die aber an sich gerade niemals gegenwärtig ist.

Die klassische griechische Philosophie ist die Auseinandersetzung mit diesem Begriff des Seins. Sie vollzieht sich in mehreren Bewegungen.

Vor allem zeigt sich, daß das Sein als das radikal Ferne, das radikal unserer menschlichen Erfahrungswelt Entgegengesetzte nicht festgehalten werden kann. Genau besehen hat zwar kein antiker Philosoph geleugnet, daß das Sein in der Tat so sein müßte, wie es gesagt wurde: ewig, eines, unwandelbar mit sich selbst gleich. Aber dieses Sein ist in zu großer Ferne. Es ist nicht erreichbar. Es scheint keine Beziehung zwischen ihm und unserer sichtbaren Welt möglich zu sein. So vollzieht sich gewissermaßen ein erster Rückzug. Da das eine Sein nicht faßbar ist, so bleibt uns nur ein Sein, das zwar ewig ist, aber zersplittert in eine Vielheit. Dieses vielheitlich gewordene Sein kann nun immerhin als echter Ursprung unserer Welt begreifbar gemacht werden; sei es, daß es die Gestalt von unendlich vielen unteilbaren Einheiten annimmt, aus deren Komposition unsere Welt entsteht, sei es, daß es als eine Welt von Urbildern existiert, denen unsere Welt nachgebildet ist. Daß es viel-

fach zu einem zweiten Rückzug kommt mit der Feststellung, der menschliche Geist vermöge überhaupt in keiner Weise zum Sein vorzudringen, sei nur eben angedeutet.

In andern Richtungen aber befestigt sich der Begriff des Seins. Da ist zunächst dies: das Sein ist von Haus aus als das zeiträumlich Fernste zu verstehen. Dann ist es nicht so merkwürdig, wenn in den Worten der Philosophen der Begriff des Seins in eine eigentümliche Beziehung tritt zum religiösen Begriff des Jenseitigen. Das Jenseits ist das Sein, der Philosophierende wird identisch mit dem im religiösen Sinne Reinen, und der Lohn, der den Reinen erwartet, ist nichts anderes als die vollkommene Erkenntnis des Seins.

Der Umgang mit dem Sein wird damit erst recht zu einem Aufenthalt im Abgelegensten, zu einer Entfernung, wenn nicht gar zu einer Flucht aus dem alltäglichen Dasein. Der Philosoph wird dem Gewohnten völlig entfremdet und vor allem: sofern sich das Handeln notwendig im Raume des alltäglichen Hier und Jetzt abspielt, wird der Philosoph auch das Handeln aufgeben. Denn dem Sein als dem jenseitig Fernsten gegenüber gibt es kein Handeln, es sei denn im Sinne einer Konzentration auf die reine Erkenntnis. Jedem Leser von Platons Dialogen ist diese gegenseitige Durchdringung von ontologischen und religiösen Kategorien bekannt; man muß sich aber klar machen, wie wenig selbstverständlich dies im Grunde ist.

Platon ist es immerhin auch, der am entschiedensten versucht hat, das Handeln des Menschen mit dem Sein zu verknüpfen, also das Nächste und das Fernste ausdrücklich aneinander zu binden. Er tut es mit dem Begriff des Guten, dem Zentralbegriff seiner Philosophie: das Gute ist eines, ewig und unwandelbar mit sich selbst identisch wie das Sein, das Urbild von allem, was im täglichen Verhalten gut heißt. Doch ist es Platon selbst bewußt gewesen, daß der Versuch solcher Verknüpfung von vornherein scheitern mußte: das als Sein bestimmte Gute bleibt faktisch in derselben Ferne wie das Sein als solches. Es ist nicht fähig, ins konkrete Dasein einzugreifen.

Endlich: das Sein als unwandelbar mit sich selbst Identisches und Ewiges wird zum Gegenstand dessen, was seit Platon in einem eminenten und ausschließlichen Sinne «Wissenschaft» heißt. Nur vom Unwandelbaren gibt es Wissenschaft. Das ist ein Satz, der seit Platon für die Antike unverrückbar feststeht. Gestützt wird dieser Satz in bezeichnender Weise durch die Reflexion über die Sprache. In der Sprache findet sich das gemeinte Unwandelbare wieder. Das Wort «Pferd» enthält etwas, was überall und im wesentlichen immer gleich verstanden wird und insofern in seinem Kern ein Seiendes bezeichnen muß. Allerdings wird gerade da der «Seinsgehalt» sehr bald abgebaut. Das im sprachlichen Begriff zuerst entdeckte Seiende verblaßt in ein bloßes Allgemeines, freilich ein Allgemeines,

das auch so den Rang beibehält, als ein Unwandelbares der einzige Gegenstand der Wissenschaft zu sein.

Damit sei unser Überblick geschlossen. Auf drei Momente kam es uns vor allem an: einmal, daß der antike Begriff des Seins an der Kosmologie gewonnen wurde und schon insofern strikte gegenständlich bleibt. Zweitens, daß er sich am Ende der geschilderten Entwicklung vor allem mit dem Begriff des Unwandelbaren und Allgemeinen verbindet und als solcher zum Gegenstand der Wissenschaft als der höchsten und eigentlichen Erkenntnisform wird. Endlich, daß auch dort, wo das Sein als solches und später die Wissenschaft wieder preisgegeben wird, dies grundsätzlich nur einen Rückzug bedeutet, einen agnostischen Verzicht auf Möglichkeiten, die dem Menschen verschlossen bleiben, und nicht etwa das Vordringen eines neuen Verständnisses von Sein und Erkenntnis.

Hier darf nun unser Vergleich einsetzen. Wir sind uns darüber völlig im klaren, wie anfechtbar jedes Vergleichen im geschichtlichen Raume ist, doppelt anfechtbar in der Form einer flüchtigen Skizze, und erst recht, wenn wir bedenken, daß also ein großes abgeschlossenes Gebilde verglichen werden soll mit einem andern, das erst im Beginn seines Werdens steht. Denn dies sei gleich von vornherein als unsere Überzeugung ausgesprochen: was heute in einer Reihe verschiedener philosophischer Observanzen unter dem Namen der Existenzphilosophie zusammengefaßt werden kann, betrachten wir keineswegs als etwas bereits Vollendetes. Es scheint sich uns vielmehr um einen Anfang zu handeln, über den es möglich und notwendig ist hinauszukommen. Mit dieser Behauptung halten wir uns gleichzeitig (verwegen genug) für legitimiert, eine Diskussion mit den einzelnen Observanzen der Existenzphilosophie zu unterlassen. Wir versuchen, die Sache selbst zu charakterisieren.

Im Mittelpunkt der Existenzphilosophie steht, nicht anders als in der antiken Philosophie, das Sein. Und für die eine wie für die andere ist das Sein in Wahrheit ein Fernstes und Seltenstes. Wenn aber für die Antike das Sein als ein am Rande der Gegenstandswelt Vorhandenes zu entdecken und zu erforschen ist, so ist es für die Existenzphilosophie etwas, das der Mensch handelnd zu verwirklichen hat. Es gehört also dem Bereich des Handelns an als sein «äußerster Rand», als der Gehalt seiner Unbedingtheit. Hieraus ergibt sich alles Weitere. Das Sein ist in keinem Sinne ein verfügbar Vorhandenes; es ist auch nichts, was endgültig erworben werden könnte. Es kann nur da und dort selten und vorübergehend in die Wirklichkeit eintreten. Es ist auch in keinem Sinne etwas Allgemeines; denn verwirklicht wird es nur durch den Einzelnen dort, wo er am meisten und am unverwechselbarsten er selbst ist. So wird jede Verwirklichung des Seins eine andere und einmalige Gestalt annehmen. Dar-

aus folgt, daß die Existenzphilosophie zweifellos das Gegenteil von einer Wissenschaft im antiken Sinne darstellt. Sie kann vom Sein, das sie so begreift, nichts Allgemeines aussagen. Die einzige Wissenschaft, der sie nahe steht, ist die Geschichte als die Wissenschaft, die das Handeln vergangener Menschen in seiner immer wieder neuen Einmaligkeit zu begreifen sucht. Es ist aber kein Zufall, daß die antike Philosophie gerade mit der Geschichte nicht eben viel anzufangen wußte; ihr war die Naturwissenschaft mit ihrem immer wiederkehrenden Tatsachenmaterial bedeutend vertrauter. Umgekehrt wiederum hat es in der europäischen Geschichte bisher wohl kaum eine Philosophie gegeben, der das naturwissenschaftliche Denken so fremd ist wie die Existenzphilosophie.

Um noch einen Schritt weiter zu gehen: wenn das Sein etwas ist, was als ein Einzelnes durch den Einzelnen zu verwirklichen ist, so stellt sich die Frage, wie man überhaupt vom Sein reden kann. Jedenfalls kann die Sprache, deren Material mit Notwendigkeit das verfügbare Allgemeine ist, es nicht angemessen bewältigen. Es bleibt ausschließlich der Weg der «indirekten Aussage»: der Bereich des Gemeinten wird gewissermaßen von außen umgrenzt, die Mitte selbst bleibt unaussprechbar. Man kann im Hinblick darauf sehr wohl sagen, daß sich die Äußerungsform der Existenzphilosophie in dem Maße der Dichtung nähert, als sie sich von der Wissenschaft im antiken Sinne entfernt.

Zu den wesentlichsten Begriffen der Existenzphilosophie gehört derjenige der Freiheit. Nur frei handelnd kann der Einzelne das Sein verwirklichen, und dieses selbst ist in einer gewissen Weise frei, sich dem Handelnden zu eröffnen oder zu verschließen. Wenn der Ausdruck nicht etwas mißverständlich wäre, dürfte man behaupten, daß die Existenzphilosophie hinter dem, was sie Sein nennt, keinen Gegenstand sieht, der allgemeingültig beschreibbar wäre, sondern eine Person, die dem, der sie sucht, entgegenkommt oder auch nicht.

Es bedarf keiner langen Ausführungen, um zu zeigen, daß eine so aufgefaßte Existenzphilosophie den äußersten Gegensatz zu allen Intentionen der antiken Philosophie darstellt. Gemeinsam ist wirklich nur der Ansatz: das Suchen eines Seins, das nur als ein «ganz Anderes» weit ab von allem alltäglichen Dasein gefunden werden kann. Darüber hinaus ist die Verschiedenheit unaufhebbar. Scheinbare Ähnlichkeiten sind allerdings in recht ansehnlicher Zahl vorhanden. Aber sie dürfen nicht täuschen. Wo für die antike Philosophie das Sein ins Unerkennbare entweicht, so liegt es nicht daran, daß es eben nur als Einzelnes durch den Einzelnen zu verwirklichen ist, sondern daran, daß die menschliche Natur nicht hinlänglich mit Erkenntniskräften ausgerüstet ist; und wenn die antike Philosophie

vom Handeln spricht, so meint sie nicht eine unbedingte Freiheit, sondern ein Erfüllen bestimmter, aus der menschlichen Natur allgemeingültig ableitbarer Gesetze.

Es bleibt aber überlegenswert, woher eigentlich dieser fundamentale Gegensatz kommt.

Uns scheint, daß in der Existenzphilosophie unverkennbar zwei Komponenten aufs stärkste (und durchaus legitim) wirksam sind. Das eine ist eine religiöse Komponente. Sie trafen wir schon in der Antike dort, wo das Sein der Ontologie die Züge eines Jenseits der Religion annimmt. Hier dagegen nimmt das Sein die Züge des Geistes an, der «weht, wo er will». Wie der Geist dem Einzelnen den Glauben in der Weise und zu der Zeit gibt, die er will, und wie der Einzelne dann, für diesen Geist sich entscheidend, Zeugnis ablegt, so ist letzten Endes auch die Verwirklichung des Seins zu verstehen, von der die Existenzphilosophie spricht. Oder wenn das etwas zu viel gesagt ist: ohne diese religiöse und genauer: reformatorische Komponente wird die Existenzphilosophie in allen ihren Observanzen (so paradox das scheinen mag) schwerlich zureichend verstanden werden können.

Die andere Komponente ist, zugespitzt formuliert, das Problem der Technik. Wir meinen folgendes. Für die Antike ist der Gegenstand der Wissenschaft wie der Philosophie das Allgemeine. In dem, was immer und überall als Wesen oder als Gesetz gültig ist, glaubt sie gewissermaßen das Ewige zu fassen. Denn das Alltägliche ist das Wandelbare; doch nur was sich wiederholt und gleich bleibt, weist auf das Sein. Dies ist eine Überzeugung, die auf einer bestimmten Erfahrung der Situation des Menschen beruht. Von einer durchaus andern Erfahrung geht die Existenzphilosophie aus. Daß gewisse Erscheinungen sich wiederholen und als allgemeines Gesetz formuliert werden können, weist gerade nicht auf das Sein, sondern ist lediglich die Vorbedingung dafür, daß der Mensch seine Umwelt technisch zu beherrschen und zu benutzen vermag. Das Symbol der unaufhörlichen absoluten Wiederholung ist die Maschine. Das Sein hingegen ist das, was immer wieder anders und einmalig durch den Einzelnen Wirklichkeit wird. Für die Antike ist das allgemeine Gesetz ewig, die Ausnahme dagegen dem Zufall nahe, den es in der Vergänglichkeit geben kann. Für die Existenzphilosophie dagegen ist das Allgemeine der Inbegriff der Diesseitigkeit und die Ausnahme der Ausblick auf das Sein.

So verbinden sich in einer geschichtlich wahrhaft unvorhersehbaren Weise das reformatorische Verständnis des Glaubens und die Erfahrung der Technik zu einem Ganzen, aus dem die Existenzphilosophie möglich wurde; und vor allem: von hier aus wird der eminent unantike Charakter der Existenzphilosophie wohl begreiflich.

Es wäre eine zwar schon vielfach erörterte, aber von unserm Gesichtspunkt her besonders fesselnde Nebenfrage, weshalb die Antike denn die Technik in dem wesentlichen modernen Sinne nicht hervorgebracht hat. Dazu nur das Eine, das uns zum Anfang unserer Skizze zurückführt: in der Antike gilt es nicht nur von der Philosophie, daß ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich dem Fernsten und Seltensten zugewandt ist, sondern in einem bestimmten Sinne von der Wissenschaft überhaupt. Sie registriert das Alltägliche, ohne es näher zu befragen. Um nur ein einziges kapitales Problem anzudeuten: in der ganzen Antike gelten Erde, Wasser, Luft und Feuer als elementare Bestandteile des Kosmos. Sie werden nach einigen ganz allgemeinen Kategorien beschrieben und zusammengeordnet, und das genügt. Sie gehören zu sehr dem vertrauten Umweltbereich des Menschen an, als daß man sich länger bei ihnen aufhalten müßte.

Natürlich kommen andere Momente dazu, die eine Entwicklung der Technik entscheidend hemmen: das Fehlen exakter Methoden der Analyse und Statistik auf der einen, das mangelnde Interesse an der Perfektionierung der äußern Lebensbedingungen auf der andern Seite. Aber daneben fällt doch ins Gewicht, daß der antike Geist im ganzen ein zu eindeutig philosophischer war. Das Sein als das Fernste hielt ihn fest. Und darin wenigstens ist wiederum die Existenzphilosophie der Antike treu geblieben.